

## Unter der Asche.

Roman von T. Heibheim.

Es war eine Woche später.

Die Tanten sollten zum Geburtstag Adriana's kommen, der Baron hatte mit Alir's Hilfe für Geschenke gesorgt, eine Anzahl der Familien aus der Nachbarschaft war geladen.

Das Gerücht von der baldigen Rückkehr Leo's von Fußgart hatte sich schnell überall verbreitet, und die Freunde der Taura nahmen um Alir's willen herzlichen Antheil an dieser glücklichen Wendung seines Geschickes, welche, wie immer, durch das Uebertragen von einem zum andern ins Große wuchs.

Die Gäste hatten freilich Takt genug, Alir gegenüber wie bisher die Verlobung zu ignoriren, welche man wohl nicht eher offiziell bekannt machen wollte, als bis der Bräutigam angekommen war; aber daß diese so gänzlich aussichtslose Partie jetzt plötzlich in den Augen der Welt eine „brillante“ geworden, das war für Alir in jedem Blicke zu lesen, und die Hänbedrückte und die zärtlichen Begrüßungen hatten heute nicht, wie früher so oft, einen starken Anhauch von Mitleid und Bedauern, sondern eine sehr fühlbare „diskrete“ Mitfreude, welcher sie auf keine Weise zu entgehen vermochte.

Alir war trotz ihres hübschen hellen Frühlingskleides und trotz des Lächelns auf ihren Lippen nichts weniger als vernügte; aber eine gewisse Lustigkeit, bei der ihr Herz fortwährend auf der Folter lag, täuschte doch alle und wirklich auch den, für den sie am meisten bestimmt war.

„Was lacht sie und thut so heiter? Sie ist es ja nicht, ich kenne ihr liebes Gesicht viel zu genau, als daß ich mich täuschen ließe,“ hatte Gemming sich zuerst gesagt.

Jetzt begann er, sich verletzt zu fühlen von dieser demonstrativen Fröhlichkeit, an die er nicht glaubte.

„Sie will mir wohl dadurch begreiflich machen, daß sie keiner Theilnahme bedarf. Gut! Ist sie es zufrieden, die edle und gebuldige Liebe zu diesem Menschen, dem Leo, zu repräsentiren, so mag sie die Verstellung auf sich nehmen, denn Verstellung ist es, sie muß es sein,“ sagte er sich in wachsender Gereiztheit und zeigte ihr diese Kälte, welche der heimliche Aerger hervorrief.

Wenn er gehofft hatte, daß sie sein Mißfallen bemerken sollte, so hatte er sich jedenfalls geirrt. Alir schien im Gegentheil, je weniger er in ihre Nähe kam, um so heiterer zu sein. Sie plauderte, lachte und neckte sich bald mit diesem, bald mit jenem der Herren, sie ging Arm in Arm mit den jungen Mädchen und wußte doch mit einem Blick, einer Handbewegung energisch jeden Versuch derselben zu einer vertraulichen Frage abzuweisen.

Immer heißer und röther wurden ihre Wangen, ihre Augen funkelten.

„Wie das Glück die Liebe Alir verschönert,“ sagte die Gräfin Custell zu dem Baron, indem sie an seinem Arm durch den Garten ging und Adriana's Anlagen besichtigte. „Wie das Herz in ihren Augen liegt! Baron! So sehen Sie doch nicht so finster drein, es ist nicht die Sache der Väter, für ihre Töchter zu wählen! Und da der junge Fußgart jetzt ein wohlhabender Mann ist, so lassen Sie ihm die Gerechtigkeit widerfahren, seine treue Liebe zu Ihrer Alir anzuerkennen.“

Die liebenswürdige Frau, welche ihren Stolz darin suchte, vor allem eine liebevolle Gattin und treue Mutter zu sein, sprach so in ihrer schlichten Weise in dem Glauben, daß sie Alir damit einen Dienst erweisen könne.

„Sie würden mich nicht an Gerechtigkeit mahnen müssen, Gräfin, wenn ich wirklich Ursache zur Freude und Lob hätte,“ erwiderte Taura, welcher die Gräfin auf das Höchste verehrte und ihr dankbarer war als er zeigen konnte, für die rücksichtsvolle zarte Weise, in welcher sie Adriana ihren Schutz gegen das Mißwollen der Gesellschaft verlieh.

„Wie so denn? Ist es nicht alles, was man verlangen

kann, daß Herr v. Fußgart heimkehrt, sobald er die Möglichkeit dazu hatte?“ fragte sie erschrocken.

Der Baron sprach mit ihr über Leo's leichtfertige Art; die Gräfin sah sofort ein, der Vater war berechtigt, für seine Tochter eine andere Sprache und ein anderes Verhalten von Leo zu wünschen.

„Gleichwohl scheint Alir sehr glücklich?“ fragte sie zweifelnd.

„Sie scheint es nicht nur, Gräfin, sie ist es, fürchte ich! Wie verblendet nimmt sie von dem Durchein jede Beleidigung, jede Kränkung mit Demuth auf. Sie hätte einen unserer trefflichsten jungen Männer glücklich machen können durch ihre Liebe, einen Mann, der hundertmal mehr werth ist als Leo v. Fußgart — und sie hat ihn abgewiesen.“

Gemming dachte die Gräfin, und dann sprachen sie weiter! Dem Baron ging das Herz auf; sie wußte ihn kaum zu trösten, sie gab ihm aber recht, er hatte Ursache, sich zu grämen.

Darauf kamen sie auf das sehr glückliche Verhältniß zwischen Adriana und Alir zu sprechen. Der Baron rühmte es aus vollem Herzen, konnte er doch dabei die geliebte Frau rühmen! Und die Gräfin ging ernst und freundlich auf diese ihr sehr begreifliche Schwäche des Barons ein; dann waren sie plötzlich, sie hätten vielleicht beide nicht sagen können wie, bei dem Grafen Winstein und den unglücklichen ehelichen Verhältnissen desselben.

„Die Sache ist die, daß er wie sie sich unmöglich gemacht haben in der deutschen Gesellschaft in Paris,“ vertraute die Gräfin Taura an. „Winstein präsentirte bei uns Empfehlungsbriefe, die mein Mann für durchaus zweifellos hielt, da sie ihm von einem Studienfreunde kamen; bei Hofe hat der Graf sich durch die Prinzessin Carola einführen lassen. Sie wissen, wie viel dieselbe bei unsern Durchlauchten gilt, und erst jetzt kommt so nach und nach allerlei Unliebames durch die Korrespondenz von hier und dort heraus. Ich fürchte, es steht mit Winsteins Ruf so, daß eine jede Frau Ursache hat, ihn sich fern zu halten, ja, auch die Männer fangen an, mit vorsichtigen Blicken die Entfernung zwischen ihnen zu messen, und was die Gräfin betrifft, so giebt sie, wie man sagt, ihrem Gatten nicht viel nach; die Gräfin Schönburg hatte neulich einen Brief von ihrer Schwester, der mich geradezu erschreckte durch die Details über die Abenteuer der Gräfin. Aber was haben Sie, lieber Baron, ich hoffe doch — Sie stehen diesen Winsteins nicht nahe? Ich werde Sie doch nicht verletzt haben? Es schien mir die Pflicht der Freundschaft, Ihnen diese Nachrichten mitzutheilen, da wir die Ursache sind, daß Winstein sich bei Ihnen einführte. Er fragte nämlich viel nach Ihnen, Sie hatten ihn offenbar interessiert und da hat mein Mann Ihr Haus ein sehr gastliches genannt. Es sollte mir leid thun, wenn ich Sie unangenehm mit meinem Geplauder berührt hätte.“

„Durchaus nicht, verehrte Frau, Sie sagen mir da etwas, was ich instinktiv gefühlt habe.“

Und bei diesen Worten wischte sich der Baron Taura mit seinem Tuche den Schweiß von der blassen Stirn.

Er konnte seine Aufregung nicht verleugnen; die Gräfin war aber zu fein, weiter zu beobachten, und fragte sich nur erschrocken, was Taura habe so peinlich berühren können.

Dieser fühlte plötzlich alle wilde Eifersucht in sich wieder auslobern.

„Graf Winstein hat seinen Besuch freilich auch hier gemacht; er ist ein interessanter abgeschliffener Weltmann und eine schöne Erscheinung,“ sagte er dabei, in dem Wahn, sehr ruhig zu sprechen.

„Ah!“ dachte die Gräfin Custell, „sollte er eifersüchtig sein?“ Und blüßschnell tauchte die Erinnerung in ihr auf an die letzten Gesellschaften des Winters und wie der Graf als ganz



neuer Anknüpfung eine einstige Bekanntschaft mit Adriana reklamirte. Sie hatte damals zufällig in der Nähe gestanden, und was in jenem Augenblicke ganz eindrucklos an ihr vorüberging, das fiel ihr jetzt auf.

Sie fragte gleichwohl nicht weiter, sondern leitete das Thema auf andere Gegenstände, die sich leicht boten in dem Geplauder über die Vorgänge im Dorfe und über die theilhaftigen Persönlichkeiten. „Der Assessor v. Lufgart gefällt meinem Manne sehr,“ sagte die Gräfin. Dann kamen sie auf Gerner.

„Sie sind befreundet mit diesem Amerikaner! Man sagt so und im Grunde begreift man es nicht recht, Baron!“ bemerkte sie, als sie von dem Klosterbrande sprachen und Taura ihr erzählte, daß Gerner jetzt andere und bedeutendere Pläne ins Werk setzen und die eingescherten Klosterflügel in anderer Richtung wieder aufbauen wolle.

„Wie? Was hat man dagegen?“ fragte Taura. „Etwas jenes alberne Gerücht, an dem des Mannes ganzes Lebensglück gescheitert ist?“

„Nein, nicht das gerade, Taura — aber Sie, der Konfervative, neben dem Revolutionär? Mein Mann fürchtet, daß Ihre Wähler für den Landtag sich an diese Thatsache stoßen möchten! Und wie wichtig die nächsten Wahlen sind, wissen Sie! Man sagt: die Bauern, die hier herum immer mit den Konfervativen stimmen, seien heimlich von anderer Seite beeinflusst und Sie ständen schlecht mit denselben. Ihre Freunde sehen deshalb diese Freundschaft mit dem Amerikaner nicht gern, lieber Baron; ich denke, von einer Dame, einer aufrichtigen Freundin, können Sie das, ohne verlegt zu sein, hören.“

„Ich bin Ihnen sehr, sehr dankbar, Gräfin, wenn ich auch mein Benehmen gegen jede derartige Beeinflussung verwahren muß!“ sagte er, ihre Hand küssend.

„Ja, ja, da höre ich den ganzen Taura, den jeder Widerstand eigenständig macht!“ lachte sie freundlich. „Aber bedenken Sie, lieber Baron, Sie haben die Rücksichten Ihrer alten Freunde auch in vollem Maße erfahren und könnten denselben gegenüber schon ein wenig nachsichtig sein.“

„Sie meinen bei Gelegenheit meiner Heirath, Gräfin?“ unterbrach er sie, und ein rother Fleck auf seiner Stirn verzerrte seinen reich aufblühenden Aergern.

„Nun ja, Taura, was wollen wir nicht ehrlich gegen einander sein? Sie kennen Ihren Kreis doch genügend. In anderen Provinzen, in größeren Verhältnissen ist man in solchen Dingen freilich duldsamer, unser Landesadel ist, wie gesagt wird, ein Jahrhundert hinter der Zeit und ihren Anschauungen zurück, wenn Sie so wollen; aber ich liebe dieses Beharren, wir haben dafür in unserem kleinen Lande eine Ritterchaft, welche über allen Tadel erhaben ist, was die Noblesse des Charakters und die Reinheit der Sitten betrifft.“

Der Baron wollte ungeduldig und gereizt sagen: „Was hat dies alles mit meiner Heirath zu schaffen?“ Aber sie legte ihm freundlich die Hand auf den Arm und sagte rasch weiterprechend: „Wenn bei dem Abelsstolz unserer Familien Ihre Frau, lieber Taura, dennoch eine so ausgezeichnete Aufnahme fand, so können Sie sich über Ihre Bekannten und Freunde nicht beklagen, man that es zuerst Ihnen zu Liebe, und dann siegte Ihre Gattin durch ihre Persönlichkeit. Aber sehen Sie, die liberalen Tendenzen kann die kleine Frau nicht verleugnen — und — nun verkehren Sie so intim mit diesem „Gerner“!“

Der Baron zwang sich, zu lachen. Die Sache an sich war ja auch beinahe lächerlich, aber daß die Gräfin auf diese Weise eine Kritik seines Verhaltens übte, traf ihn empfindlicher, als er sich merken lassen durfte. Sie hatte dabei aber wie immer eine so herzliche, freundliche Art und Weise, daß er fühlen mußte, sie meinte es gut und sagte ihm dies alles wohl nur, weil sie es für angezeigt hielt, ihn wissen zu lassen, wie seine Standesgenossen über ihn urtheilten.

Der sollte der Graf Eustell sie beauftragt haben? Er war das Haupt der Konfervativen.

Wie absurd, ihm aus seinem nachbarlichen Verhältniß mit Gerner einen Vorwurf zu machen. Und als ob Adrianas allerdings öfter als nöthig hervorbrechende Freisinnigkeit ihn in seinem politischen Handeln je beeinflussen könnte! Lächerlich!

„Ich habe allezeit dafür gehalten, daß ein rechtschaffener Mann sich auf die Seite des unschuldig Angefochtenen stellen

sollte,“ sagte er dann in Bezug auf Gerner, und sie hörte wohl, wie es in ihm grollte.

Dann aber fiel Taura ein, daß die Gräfin nicht ganz unrecht habe bezüglich der Wahlen, er war nun schon seit Jahren ein immer wiedergewähltes Mitglied des Landtags, ihn selbst überlamm schon seit längerer Zeit ein leiser Zweifel an seiner jetzigen Popularität, und nun die Gräfin ihn aufmerksam machte, fühlte er plötzlich, daß ihn ein Mißerfolg bei der nahen Wahl sehr verstimmen, daß derselbe aber vor allem eine bedenkliche Schlappe für seine Partei sein würde.

Für die Gräfin kamen einige andere Gäste jetzt sehr gelegen. Sie hatte Taura gesagt, was er wissen sollte, seine Verstimmung merkte sie wohl, es war ihm sehr gut, wenn er sich jetzt im Verkehre mit den andern abgelenkt fand.

Sie wandte sich an Gemming, der eben ihnen entgegenschritt und an dessen Arm ein bildhübsches junges Mädchen hing, welches in eigenthümlich reizender Weise lachend und plaudernd zu ihm auffah.

Wer mochte es sein? Das kundige Auge der Gräfin fand nichts an der äußeren Erscheinung der jungen Dame auszusagen, ihre Toilette trug, wenn auch kaum bemerkbar, den Stempel des Ausländischen, aber es lag darin eine so überaus feine Einfachheit neben der neuesten und allerneuesten Mode, daß die Dame keinen Moment zweifelte, eine Standesgenossin vor sich zu haben.

Mit um so größerem Erstaunen hörte sie daher den Namen des jungen Mädchens, welches Gemming ihr vorstellte, da sie ihn anrebete.

„Annita Gerner!“

„War das die Tochter des Revolutionärs?“ Ihrem Blick gab Gemming Antwort.

„Fräulein Gerner hat eine der größten Städte Süd-Amerikas mit unserer dörflichen Einsamkeit vertauscht!“ sagte er, um die Gräfin zu orientiren.

„Da werden Sie, fürchte ich, nicht zu Gunsten der letzteren urtheilen, mein Fräulein“, sagte diese, welche das junge Mädchen in hohem Grade interessirte.

„Ich war im Anfang enttäuscht, Frau Gräfin, aber es ist mir, als ob Sorge und Herzweh mich hätten festwurzel lassen, und gute liebe Menschen giebt es hier, wie überall!“ antwortete Annita bescheiden, und mit dem offenen liebevollen Blick ihrer dunklen Augen gewann sie sich die gute Meinung der Dame schnell noch mehr.

„Es ist eine glückliche Gabe, die guten Menschen schnell finden zu können, und ich möchte sie beinahe fragen, wie machen Sie es, Fräulein Gerner? Denn man hört so vielfach klagen, daß die Guten selten seien?“ fuhr sie fort, indem sie Gemmings Arm nahm, den Annita, sich respektvoll und anmuthig verneigend, ihr abtrat.

„Wie ich es mache?“ wiederholte sie, tief erröthend und ein wenig verwirrt. Dann sagte sie plötzlich mit einem hellen Ausleuchten:

„Mein Papa hat mir von den Leuten erzählt, welche mit ihrer Wünschelruthe Gold entdecken, ich folge so meinem Herzen, es zeigt mir sofort an, ob ich gute Menschen vor mir habe.“

„Aber solch ein gefährlich kluges Herz! Man müßte sich ja beinahe davor fürchten!“ scherzte die Gräfin mit warmem Lächeln.

Das junge Mädchen sah sie aus den tiefen treuherzigen Augen einen Moment ernst an, dann blühte es sich plötzlich und küßte ihre Hand.

Die Bewegung war so rasch, so ganz vom Impuls diktiert, daß keine Huldigung der Welt einen wahreren Eindruck hätte machen können.

So empfand auch die Gräfin. Es lag in Annitas Wesen eine solche Redlichkeit, daß ihr Herz in schnell erwachter Sympathie sich ihr zuwandte.

Sie fragte nach ihrem Vater, dann nach ihrem Bruder; Annita erwähnte auch Maras Anwesenheit in ihrem Hause, und die Gräfin errieth leicht, was diese noch verschwiege. Alles, was das junge Mädchen sagte, zeugte von tiefer Empfindung und jugendlicher Herzenswärme.

„Seit unsere Mutter gestorben ist, haben wir niemand gehabt, der uns recht liebte, nun ist Klara da, und mir ist, als wehe durch unser ganzes Haus eine weichere, liebevollere Luft,“ plauderte Annita.

(Fortf. folgt.)

## Betty Betkins' Aussteuer.

Von Julian Diben.

Herr Robert Burton, den die guten Freunde wegen seiner außerordentlichen Beleihtheit nur den dicken Bob nannten, zog sich, obgleich er noch im kräftigsten Mannesalter stand, von den Geschäften zurück. Hatte er sich auch kein enormes Vermögen erworben, so reichten seine Erparnisse doch hin für ein solides Auskommen. In einer Vorstadt Londons kaufte er ein kleines, weißes Haus mit grünen Fensterläden und daranstoßendem Obstgarten; dies nannte er sein Landhaus, richtete sich darin nach seiner Junggejellen-Bequemlichkeit ein und studierte die hohe Kunst „nichts zu thun.“ — Mit untergeschlagenen Armen, die Weite zwischen den Zähnen, blickte er unverdrossen ins Leben hinein und träumte bald oberflächlich, bald tiefer von allem, was sein mit glänzenden Biegeln gedecktes, trautes Heim Nüchternes und Angenehmes umschloß.

Außer einer Köchin auf Jahreslohn und eine Art Jokey für alles, besaß Bob Burton in der Person der unermüdblichen Betty Betkins eine vorzügliche Ober-Intendantin seines friedlichen, aber zugleich monotonen Reiches. Diese Betty repräsentirte weder die Würde einer Haushälterin, noch Gesellschaftlerin; sie war eben nur Betty Betkins und als solche entwickelte sie kein eigenes Wollen und Denken. Unbewußt hatte sie sich in die Launen desjenigen, der ihre unbestimmbare Intelligenz beherrschte, so hineingelegt, daß nach und nach die scheinbare Klust zwischen dem Herrn und der Dienerin ausgefüllt erschien. — Damit soll nicht gesagt sein, daß sich zwischen ihnen ein intimes Verhältniß herausgebildet; nur die Macht der Gewohnheit übte auch hier ihre unfehlbare Anziehungskraft aus. Schon das Anliß Betty's bildete einen Schild, an welchem die Pfeile der Verleumdung, so spitz diese auch sein mochten, abprallten, denn Betty's Tugend malte sich darin zwar nicht schön, aber mit so festen Zügen, daß der Unglaube überzeugt und spähende Bosheit schmählich entwandelt wurde. Zwischen Herr und Dienerin herrschte eine Art Galanterie, welche durch Erzählen und Zuhören zum Ausdruck gelangte. Es bereitete dem dicken Bob nämlich besonders Vergnügen, eine Menge kleiner Geschichten und Anekdoten, die er bei seiner früheren Beschäftigung gesammelt hatte, Betty erzählen zu können, welche stets ein stummes und aufmerksames Auditorium bildete; dabei glänzten ihre Augen gerade genug, um anzuzeigen, daß sie nicht schlief, auch die Ohren der Zuhörerin wären von keinem Erdbeben in ihrer Pflicht zu erschauern gewesen. Ein einziger Blick auf Betty mußte jedermann sofort überzeugen, daß in diesem so harmonischen Verhältnisse nur ein unermüdblicher Erzähler, der sich selbst mit seinen Geschichten befriedigte, und eine Jungfrau, die still zuhörte ohne etwas zu verstehen, die Helden bildeten. —

Eines Tages, als Betty während des ziemlich lang dauernden Diners ihres Herrn diesem stehend zuschaute, überreicht er sie plötzlich mit der Frage:

„Was habt Ihr denn da, Betty?“

Betty zog nämlich etwas aus der Kleidertasche und drehte es zwischen den Fingern herum.

„Na, dies hier Herr.“ antwortete sie mit gemessener, wenig weiblicher Stimme. „Gerade wollte ich es Euch zeigen; es ist ein Stück von der Bank. Ihr wißt Herr, daß mein Onkel Jim mir gestern Lebenswohl sagte, bevor er sich einschiffte.“

„Weiter?“ fragte Herr Burton mit vollem Munde.

„Weiter Herr gab er mir dieses Papier und sagte, daß wir alle sterblich sind. — Es wäre für meine Aussteuer.“

„Ist der Seehund reich, Betty?“

„Es scheint fast, Herr.“ erwiderte sie ruhig, „denn er sagte auch, daß das Papier sich in Gold verwandeln und mich für mein ganzes Leben komfortabel machen könne. Wie möchte dies aber sein?“

„Laßt mich sehen Betty, was es ist. Vielleicht das Testament des alten Burken?“

„Ich weiß nicht Herr!“

„Alle Wetter,“ rief Bob, nachdem er das Papier untersucht. „Ein Lottozettel! Ein elender Lottozettel, der nicht das Stück alte Lumpen werth ist, worauf man ihn gedruckt hat. Merkt wohl auf, Betty.“ — Und Betty stützte sich in ihrer zuhörenden Stellung auf die Ecke des gegenüberstehenden Tisches.

„Mein ganzes Leben setzte ich in die Lotterie, Betty und verlor dabei nur mein Geld.“ — so begann der dicke Bob seine Vorlesung über das Lottospiel, dann fuhr er fort: „Was konnte deinen Onkel Jim nur veranlassen, so sein Geld wegzuworfen, statt dir eine Schürze oder ein Mäntelchen zu kaufen, welches du nöthig gebrauchst. — Die Leute nennen das Lotto einen Bach mit goldenen Wellen, aber ich sage dir, Betty, gib nichts darauf; verbleibe ruhig in der zwar niedrigen, aber glücklichen Situation, welche dir dein Stern angewiesen.“

In dieser Tonart ging es eine halbe Stunde fort; Herr Burton füllte damit die Zwischenpausen seines Dinners aus. Endlich gelangte er doch zu nachfolgendem Schluß:

„Uebrigens weißt du, Betty, kenne ich keine dümmere Nummer als diese 123. . . Es ist die erste, die ich einmal als ganz junger Mensch gesetzt die mich zu so gewaltigen Hoffnungen berechtigte

nd mich dann im Stich ließ. Ach Gott! Ja diese 123 ist mein grüner Drache von damals. — Nimm den Zettel weg, Betty, damit ich in Ruhe meine Mahlzeit vollenden kann.“

Betty nahm ihr Lottobillet und widmete es kaltblütig zusammen; die Vernichtung einer schönen Hoffnung schien keinen Eindruck auf sie zu machen, denn sie wußte ebensowenig von der Macht der Illusionen, wie von der Bitterkeit einer getäuschten Erwartung.

\* \* \*

Herr Burton, noch im vollen Besitz seiner Vernunft, festlich gekleidet und Betty Betkins, die großjährige Jungfrau mit einem schönen Strauß vor der Brust, kehrten zusammen in einem Wagen zurück. — Mit Einwilligung von beiden Seiten und fast ohne daran zu denken, wurden sie soeben gefällig miteinander ehelich verbunden; noch zwei Tage vor diesem Ereigniß hatten sie nicht die geringste Vorempfindung einer solchen Katastrophe.

„Jetzt, Betty,“ sprach der junge Ehegatte in einem Ton als wenn gar nichts vorgefallen wäre, „jetzt wird meine Nichte vor Born außer sich gerathen, wenn sie hier von Kunde erhält. Uns kann das aber ganz gleich sein, mag sie und auch die ganze Welt sagen was sie wollen. Ich möchte wissen, warum ich nicht wie jeder andere Bewohner des freien England meiner Laune folgen sollte. — Uebrigens weißt du, Betty, wenn die Leute sich einbilden, daß ich in Hinsicht des Vermögens u. s. w. eine bessere Parthie machen konnte, so befinden sich die Leute in einem gewaltigen Irrthum. Du selbst, Betty, ahnst nicht wie ich dir das beweisen will.“

Betty blickte ihn ziemlich gleichgiltig an und zeigte sich bereit zuzuhören, wie sie dies bisher ja stets gethan.

„Erinnerst du dich, Kind, wohl noch jenes Lottozettels, den dir dein Onkel bei seiner letzten Abreise als eine Art Testament zu deiner Aussteuer einhändigte? — Nur denke dir, wie ich vor zwei Tagen an der königlichen Lotterie vorbeigehe, sehe ich mit Ziffern, so großmächtig wie mein Kopf die Nummer 123 angeschlagen und daneben den Gewinn von 20,000 Pfund. Nachdem ich mich vergewissert hatte, daß diese Aufschrift richtig, ging ich gelassen nachhause, fest entschlossen, auch nicht eine Silbe davon verlauten zu lassen, bis es mir gegliickt sein würde, deine Reichthümlichkeit zu krönen, indem ich dich heirathe. Und nun, Betty, was sagst du dazu?“

Wemgleich Betty als die Gleichgültigste ihres Geschlechtes bezeichnet werden konnte, hätte man doch glauben sollen, daß eine so gewichtige Neuigkeit ihr das Blut in die Wangen treiben und ihren Lippen irgend einen Ausbruch der Freude oder Uebererregung entlocken müßte; aber nichts von alledem — Betty blieb bei dieser allerneuesten Wendung ihres Schicksals vollkommen ruhig, sie plauderte nur:

„Ei — das ist doch späßhaft, Herr!“

„Späßhaft? — O nein, ich sage dir die reine Wahrheit!“

„Ich meine, wie späßhaft sich oft die Dinge anlassen.“

„Wohl wahr, mein Kind! — Wer hätte daran gedacht, daß die unglückliche 123 dir — oder wie ich jetzt wohl mit Recht sagen darf — uns eine Aussteuer von 20,000 Pfund bringen würde, ohne daß wir dabei etwas anderes zu thun haben als die Hand auszustrecken, um das Geld in Empfang zu nehmen.“

„Aber Herr, ich glaube noch immer, daß Ihr Euch geirrt habt.“

„Nicht im geringsten, liebes Weib. Ich habe ganz richtig gelesen und es auch sogleich in meiner Brieftasche notirt. — Hier sieh! selbst: 123 hat gewonnen — 20,000 Pfund! — Ha ha ha ha!“

„Ja — aber —“

„Was — aber —“

„Hört mich an, Herr Burton, Ihr sprecht nur immer, ohne mich je anzuhören,“ sagte Betty langsam und bedächtig, „ich vergaß Euch mitzutheilen, daß ich den Wisch, wie Ihr es nannt, verkauft habe.“

„Was — verkauft!“ ächzte der arme Herr Burton, indem er sich mit zitternden Händen an der Stuhllehne festhielt.

„Denkt nicht mehr daran, Herr,“ fuhr Betty in gleichgiltigem Tone fort, „ich habe den Wisch verkauft, da Ihr ja selbst meintet, er sei nicht werth, daß ich ihn behalte. Ihr, Herr, müßt das besser verstehen als ich, dachte ich bei mir und darum tauchte ich das Stück Papier gegen eine schöne Schürze ein, von der Ihr meintet, daß ich sie nothwendig brauchte.“

„Und der Käufer, wo finde ich diesen Menschen?“ schrie Burton, indem er Betty zurückstieß, die ihm die Schürze zeigen wollte.

„Das weiß ich nicht, Herr. Er ging mit seinen Waaren hier vorbei, trug mir dieselben an und wir wurden denn auch bald handelsfertig.“

Ein dumpfes, unartikulirtes Getöse erschallte als Antwort aus Herrn Burtons Innerem und nachdem er sich in seinen Sessel gesetzt, um nicht umzufallen, schrie er: „Weib! Eine Schürze für 20,000 Pfund! — Betty, mache mir Thee, ich erlöste.“

Betty setzte ihrem Ehegatten fünfzig Blatgel mit dem ganzen Abdruck ihrer Unschuld und der liebe Mann erholte sich nach und nach von dem Schlaganfall, welcher ihn getroffen. Mit Hilfe des besten Arztes „Zeit“ gelangte er auch wieder zu jener Sammlung und Laune, die es ihm ermöglichten, der armen Betty — selbst zwischen dem Wumpudding und einem delikaten Gläschen Whisky — diese unerhörte Geschichte als die pikanteste Anekdote zu erzählen, welche ihm selbst passiert war — und Betty hörte mit jener schuldigen Aufmerksamkeit zu, welche sie ihrem Herrn stets mit so großer Bereitwilligkeit gewidmet hatte.

Somit bot ihre Verheiratung keinerlei Veranlassung zu Veränderungen im weißen Hause mit grünen Fensterläden; es verdient nur hervorgehoben zu werden, daß Betty sich nun zum Herrn an den Mittagstisch setzte, anstatt daneben zu stehen, und daß die Köchin und der Josef sie nun Mistress Burton anstatt Betty Weikins nannten.

## Bunte Zeitung.

\* **Die Entdeckung eines fabelhaften Schates,** der auch eines hohen politischen und historischen Interesses nicht entbehrt, ist in Rio de Janeiro gemacht worden, wie die letzte Post von dort meldet. Der Ingenieur, unter dessen Leitung das Fort San Antonio, ein früheres Kloster in Rio de Janeiro, geschleift wird, stieß in einem der unterirdischen Gänge des Klosters auf eine Menge von Behältern, die schon beim ersten Blick verriethen, daß in ihnen etwas Wertvolles enthalten sein müsse. Da die Regierung in dem mit dem Ingenieur abgeschlossenen Vertrage sich ausbedungen hatte, daß von etwa bei den Demonstrationsarbeiten vorgefundenen Kostbarkeiten die Hälfte ihr zufalle, so erstattete er sofort von der Entdeckung Anzeige. Als bald richtete eine Kommission an Ort und Stelle und nach dem von dieser der Regierung unterbreiteten Memorandum hatte sich in dem unterirdischen Gange folgendes vorgefunden: 112 Holzkisten, jeder mit Eisenbeschlägen und mit drei Schlössern versehen, jeder 856 kg schwer. Ferner vier je 615 kg schwere Kisten aus getriebenem Eisen, 16 zugeneigte Lederfächer, jeder Saft 59 kg wiegend; 806 Packete aus Pergamentpapier mit einem Gesamtgewicht von 1457 kg; endlich drei Kisten mit Dokumenten und 26 etwas beschädigte andere Packete. Bei der Desseignung fanden sich nun in den 112 Holzkisten 70 Millionen Francs Gold in alten portugiesischen Cruzados. Ueber die ursprüngliche Bestimmung dieses Geldes gab theilweise eine in den Dokumentenkästen vorgefundene Quittung Auskunft, in welcher der Bruder Desarte Anton, Oberer des Jesuitenordens, bescheinigt, 20 Millionen Gold-Cruzados mit der Ordre empfangen zu haben, die Summe nach Portugal an Johann V. als Ehrentribut für seine Reise nach Brasilien zu senden. Es ging aus der betreffenden Quittung weiter hervor, daß außer diesen 20 Millionen die 2460 kg Goldkörner, die in den vier oben erwähnten Kisten sich vorfinden und die 945 kg Goldplatten nebst den verschiedenen aus Gold kunstvoll gearbeiteten Gegenständen, die man noch weiter in den übrigen Kisten, Packeten usw. ans Tageslicht gebracht hatte, an Bord der königlichen Galeonen geschafft werden sollten, welche unter dem Kommando des Infanten Don Sebastian auf der Rückfahrt nach Lissabon begriffen, in Brasilien anlaufen sollten. Jetzt stellt sich heraus, daß dies jenes Gold war, welches im vorigen Jahrhundert Portugals berühmtester Staatsmann, der Marques de Bomal, vergebens von dem Oberen der brasilianischen Jesuiten reklamirt hatte. Dieser leugnete seinerzeit, daß der Schatz sich noch in seinen Händen befände, da er denselben bereits abgehandelt habe. Die Folge davon war das berühmte Dekret des ehemals frommen Marques de Bomal, durch welches die Jesuiten aus Portugal und Brasilien vertrieben wurden.

\* **Auch Engel haben ihre Schicksale!** Die Gattin des Conde de Villena überraschte kürzlich, wie wir einem madrider Blatte entnehmen, ihren Gemahl an dessen Namenstage mit zwei kleinen Marmorbildwerken von hohem künstlerischen Werth, welche zwei betende Engel darstellten. Die Statuetten zeigten den Namenszug des berühmten spanischen Bildhauers Arce aus dem vorigen Jahrhundert und sollten nach Angabe des Verkäufers aus Saragozza stammen, wo man sie beim Umgraben eines Gartens entdeckt habe, der früher einer hochangeesehenen Adelsfamilie gehörte. Mehrere Beschädigungen an verschiedenen Stellen der Figuren wurden als Beleg für diesen Ursprung angesehen und daran die Vermuthung geknüpft, daß die Bildnisse während eines Bürgerkrieges von den Besitzern begraben wurden. Die kunstfertige Gräfin nahm diese Erzählung für Wahrheit und bezahlte gern für die beiden Statuen 9000 Pesetas (7200 Mark). Ihr Gemahl war ebenfalls im höchsten Maße erireut durch das werthvolle Geschenk. Am folgenden Tage aber richteten in der Wohnung des Grafen ein Herr, welcher sich als Polizeikommissar vorstellte und mit der Dame des Hauses eine recht peinliche Unterhaltung begann. Er erzählte, die Polizeidirektion bege den ziemlich begründeten Verdacht, daß die beiden Engel aus einer

berühmten Kirche Spaniens entwendet worden seien. Die Conde laß sich genöthigt, dem Kommissar die Person ihres Kunsthändlers genau zu beschreiben, und nach mehrtägigem Suchen gelang es, den Agenten in Madrid aufzufinden, wo er zwar nicht als Kunsthändler, wohl aber als raffinirter Bauernjäger der Polizei längst bekannt war. Er behauptete zwar, daß es mit der Ausgrabung in Saragozza seine volle Richtigkeit habe, die Polizei bezeichnete aber mit solcher Sicherheit als Ursprungsort der Bildwerke Sevilla, daß zuletzt kein Streiten mehr dast. Der Händler bequeme sich dazu, seinen „Geschäftsfreund“ in Sevilla zu nennen, welcher daraufhin sofort gefänglich eingezogen wurde. Dieser, ein sogenannter Antiquitätenhändler, erklärte, die Engel von einem Tagelöhner gekauft zu haben, welcher dieselben beim Abbruch eines Hauses aufgefunden hätte. Nachdem auch dieser Dritte zur Haft gebracht war, gestand er ein, die Marmorbildwerke des Nachts aus der Kathedrale der Stadt gestohlen zu haben, was damals sofort bekannt geworden und auch jenem Händler keineswegs verborgen geblieben war. Er hatte dem Tagelöhner die Werke abgekauft und für jedes einen Peseta bezahlt. Der Conde de Villena sandte die beiden Engel auf seine Kosten an den Alcalde von Sevilla zurück. Die drei Betheiligten an diesem Kirchenraub aber sehen ihrer Bestrafung entgegen.

\* **Diese kompromittirenden Briefe!** Sie spielen nicht nur auf der Bühne, sondern auch hinter den Coulissen noch immer ihre Rolle. Der Herzog Ludwig Philipp von Orleans hatte sich der Truppe der Indie in Tiflis angeschlossen. Das hatte ein Telegramm, angeblich von dort datirt, aber den sächlichen Stempel seines pariser Ursprunges tragend, energisch in Abrede gestellt; nun hat aber eine kleine Schauspielerin der Künstlergesellschaft aus der Schule geplaudert und die in Royalistenkreisen Frankreichs so unangenehm berührende Thatsache mit dürren Worten bestätigt. Sie schreibt über den glänzenden Planeten des Sternes der Gesellschaft an einen Freund: „Der Prinz ist sehr unterhaltend. Er gehört beinahe schon zu unserer Truppe und ich glaube, daß Herr Glaser nicht zögern würde, einen Vertrag mit ihm zu unterzeichnen. Er reist mit uns in denselben Waggon, steigt in denselben Hotels ab und am Abend verläßt er die Bühne nicht. . . Der Prinz ist auch sehr hübsch, äußerst einfach und sympathisch und würde sich gewiß sehr populär machen, doch er ist ziemlich unüberlegt. . .“

## Wissenschaft. Kunst. Literatur.

— Dem Vernehmen nach wird Friedr. v. Bodenstedt, der Dichter des Mirza Schaffy, in nächster Zeit Harzburg zum Aufenthalt nehmen, um dort eine Harz-Dichtung zu vollenden, welche als illustriertes Prachtwerk gegen Ende des Jahres erscheinen dürfte.

\* **Das Einkommensteuergesetz für die Preussische Monarchie mit Ausnahme der Hohenzollern'schen Lande und Helgoland.** Mit Sachregister und einem Anhang: Formulare für die Selbstschätzung und Geleg, betreffend Aenderung des Wahlverfahrens. Düsseldorf, Felix Vogel. 30 Bfg.

\* **Im Süddeutschen Verlags-Institut in Stuttgart** erscheint jeben eine neue Auflage der „Illustrierten Geschichte Deutschlands“ mit Bildern nach den Gemälden der ersten deutschen Künstler (69 Seite zu 40 Bf.). Das Werk bietet den Entwicklungsgang der deutschen Geschichte von sagenhafter Vorzeit an bis auf die heutigen Tage in volkstümlicher spannender Darstellung; ein Bilderbuch von über 1000 Illustrationen erhöht den Werth des Buches bedeutend. Namen wie Anton v. Werner, Richter, Menzel, Braun, Meißner, Camphausen, Piloty u. a. gereichen dem Werke zur besten Empfehlung.

\* **Ueber Gebirgs-Eisenbahnen.** Von A. Schneider, Herzogl. Braunsch. Bahndirektor. Nuedlinburg und Wankenburg a. S., Chr. Viewegs Buchhandlung. 1 M. Der Verfasser weist nach, daß die Herstellung von Gebirgsbahnen als gewöhnliche Abhänftionsbahnen bei weitem zu große Summen in der Anlage verschlingen, und daß infolgedessen die Zukunft dem gemischten System Abt, d. h. demjenigen, bei dem die Abhänftion mit der Zahnstange abwechselte, gehört.

\* **Die preussischen Jagdpolizeigesetze.** Von F. Kunze, Oberverwaltungsgerichtsrath. Berlin, Julius Springer, 1891. geb. 2 M.

\* **Naturrecht, geschichtliches Recht und soziales Recht.** Von Dr. Reinhard Franf, Professor der Rechte in Gießen. Leipzig, C. S. Hirschfeld.